



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ist es nicht Unrecht, einen Menschen betrunken zu machen?

Mag sein. Aber ich verfare nach Kriegsrecht. Au corsaire corsaire et demi. Der Mensch drohte, einen bösen Skandal zu machen. Das durfte durchaus nicht geschehn, und so habe ich ihn unschädlich machen lassen.

Ellen erwiderte nichts. Sie sagte sich, daß es nicht ganz leicht sei, gegen diesen Wandrer die Überlegne zu spielen. Und das gefiel ihr nicht schlecht.

Als die Abschiedsstunde gekommen war, hielt die gnädige Frau noch eine ihrer Reden, die mit guten Lehren und Exempeln geschmückt war. Aber sie war nicht recht bei der Sache. Sie schaute nach dem Hausmädchen und war erst beruhigt, als dieses berichtete, alles sei in Ordnung. Der Oberstleutnant umarmte seine Tochter und wünschte ihr mit Thränen in den Augen alles Gute, und Ellen wußte sich vor Schluchzen nicht zu fassen. Sobald sich der Wagen in Bewegung setzte, flog ihm aus der Thür ein halbes Duzend alter Schuhe nach. So wollte es die englische Sitte, und so hatte es die gnädige Frau angeordnet. Diese Schuhe flogen Klapphorn, der eben sein Opfer aufs Stroh gebettet hatte, präzis an den Kopf.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Elegie des Herrn von Richthofen. Als wir in den Zeitungen lasen, was nach der Meinung des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen für die Deutschen der rechte Weg sei, den Buren besser als durch Protestieren und Mörgein zu nützen, hatten wir den wohlthuenden Eindruck, damit einer Auffassung zu begegnen, die, ohne von dem Standpunkt abzugehen, daß man die englische Ansicht über die Kriegsfrage nicht teile, human, billig, freundschaftlich und klug sei.

Es kommt im Leben leicht vor, daß man etwas mit ansehen muß, was einem gar nicht gefallen will: ein Freund von uns, ein Starcker, der unsrer Überzeugung nach einem andern Freunde von uns, einem weniger starken, Unrecht thut und mit ihm nach dem Grundsatz verfährt, daß Macht vor Recht geht. Man fühlt in solchen Fällen, daß man nicht handeln möchte und nicht handeln „könnte“ wie er, und abgesehen von der Entrüstung und der Teilnahme, die man empfindet, hat man noch obendrein das unbehagliche Gefühl, daß sich unser Freund mit seinem Vorgehn in des Teufels Küche bringen wird. Man war nicht in der Lage, ihm mit Erfolg abzureden, als er seinen Entschluß faßte, und man ist später noch weniger in der Lage, ihn an dessen Ausführung zu hindern. Über die eigne Meinung hat man ihn nicht im unklaren gelassen, ebensowenig darüber, daß man mit seinen Wünschen auf der Seite des andern stehe. Unserm Freunde ist es schon sehr fatal, daß wir ihm nicht Recht geben, daß ihm auch andre nicht Recht geben, obwohl er — was könnte man sich in solchen Fällen nicht alles einreden — im Rechte zu sein glaubt. Wenn die Sache nun nicht so glatt geht, wie er geglaubt hatte, wenn sie ihm große und schwere Opfer kostet, wenn mit dem andern nicht so leicht fertig zu werden ist, als er angenommen hatte, wenn in der eignen Familie bei jedem neuen Mißerfolge Hohn und Schadenfreude laut werden, so müßte er kein Mensch sein, wenn er nicht gereizt wäre.

Diesem Gefühle trägt man denn auch in solchen Fällen gern Rechnung. Was man einmal gesagt hat, um ihm abzuraten, wiederholt man nicht täglich zweimal in allen Tonarten, seine Mißerfolge bejubelt man nicht, als wenn er, statt unser Freund zu sein, unser Feind wäre, im Gegenteil, man thut den eignen Gefühlen, soviel man kann, Zwang an und sieht nur zu, wo man ausgleichen, helfen, geschwehnes Unheil namentlich für den andern, dessen Rechtsstandpunkt man teilt, und den man für vergewaltigt ansieht, weniger fühlbar machen kann. Offenbar nicht aus Feigheit oder Liebedienerei, vielleicht für den Augenblick auch nicht einmal aus Freund=

schaft, denn über die leuchtende Scheibe dieses Mondes treibt der Wind nur zu leicht dunkles Gewölk, sondern namentlich um deswillen, weil man sich sagt: Solange er dich als Freund anerkennt, wird er leichter geschehn lassen, wenn er sieht, daß du bemüht bist, dem andern die Folgen der erlittenen Unbill erträglicher zu machen, und schließlich wird doch einmal der Augenblick kommen, wo die beiden jemand brauchen, der zur Sühne spricht: dazu würdest du, der du beiden nahe stehst, der rechte Mann sein, vorausgesetzt, daß du vermeidest, was deinen Freund unnötig erbittert.

Es lag so nahe, unser Verhältnis den Engländern und den Buren gegenüber so aufzufassen, und es scheint so weise, unser Betragen in dem Sinne zu regeln, daß wir beim Einblick in die Rede des Staatssekretärs kaum begriffen, wie es möglich gewesen war, daß wir uns die Sache nicht schon selbst in so verständiger Weise zurechtgelegt hatten. Die gewaltigen und weisen Herren — es fällt uns im Augenblick nicht ein, ob es Genueser oder Spanier waren —, vor denen Kolumbus sein epochemachendes Ei aufgestellt hatte, mögen eine ähnliche Empfindung gehabt haben: so einfach, so banal, so praktisch, und doch hatten sie ohne den kleinen Toc des Weltentdeckers mit dem rastlos herumtollenden Ding nicht fertig werden können.

Es ist erstaunlich, was der Mensch im Mißverstehn leisten kann, wenn er nicht verstehn will. Die englischen Zeitungen haben Herrn von Richthofen zumeist verstanden, als wenn er sich englischer Vokabeln bedient hätte. Sie haben nicht den Eindruck gehabt, „die salzige Thräne barmherziger Nührung schluden zu müssen“; dagegen ist seine Rede, obwohl sie deutsch war, einer Anzahl deutscher Zeitungen völlig dunkel geblieben, und wenn man ihre Artikel darüber liest, kommt man auf den Gedanken, daß sie ihnen in chinesischem Wortlaute vorgelegen habe.

Unsre Annahme, daß es sich, wenn von England die Rede ist, für uns um einen Better und guten Freund handelt, trifft ja freilich für ihre Gefühle nicht zu. Das ändert für sie die Sachlage. Wir begreifen das, nur daß es auch dem Verständnis für die durchaus klare Auseinandersetzung des Staatssekretärs im Wege steht, nimmt uns wunder. Es giebt englische Zeitungen, die Deutschland nicht grün sind, warum sollte es umgekehrt nicht auch bei uns Zeitungen geben, die England nicht mögen? Nichts natürlicher als das. Auch daß diese Anglophoben aus dem unseligen südafrikanischen Kriege zwischen den beiden Bettern einen Zankapfel zu machen bestrebt sind und die Verdächtigungen, abfälligen Kritiken, Ausrufungs- und Fragezeichen fuderweise auf den Markt gefahren bringen, läßt sich begreifen. Aber ist die Animosität ein Grund, Dinge in einer Rede zu finden, die nicht darin sind, und ohne Not — Gott verzeihe uns das harte Wort — Ungeheuerlichkeiten zu sagen, die man nur blinder Wut zu gute halten kann? Wo ist die Elegie, die Herr von Richthofen gedichtet und dem Abgeordnetenhaus vorgetragen haben soll? Findet man vielleicht die Bemerkung „elegisch,“ es könne der Würde der Nation keinen Abbruch thun, wenn sie beim Empfang von Nachrichten, wie z. B. der von der schweren Verwundung Lord Methuens, menschliche Sympathien bezeige? Ist es das? Nun, offen gestanden, elegisch mutet uns die Bemerkung nicht an, eher ritterlich — was ja auch verpönt ist, vor allem aber natürlich und menschlich, während z. B. die fanatischen Gefühle eines Mitarbeiters der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ einem Torquemada Ehre machen würden. Namentlich Militärs werden solche Ausbrüche mit staunendem Befremden gelesen haben. Durch keinen besondern Preßangriff in den Harnisch gebracht, und nur durch die Milch der frommen Richthofenschen Denkart zu wilder Verserkerwut gereizt, entladet sich das Blatt wie folgt: „Nein, wir haben keine Teilnahme übrig für den vornehmen Herrn, den jetzt bei Lichtenburg sein Schicksal ereilt: wir jubeln darüber und sprechen es aus, weil wir ehrlich sind. Denn — was das unglückliche Wort „denn“ alles leisten muß — die Höflichkeit mag ein Werkzeug der Diplomaten sein. Das Volk wird von großen Gefühlen bestimmt. Leidenschaften der Regierungen mögen von Schwäche zeugen, Leidenschaften des Volks zeugen immer von Stärke.“

Und wir heucheln auch kein Mitgefühl mit dem gebrochenen Bein des Lord Methuen, und — das anaphorische „und“ wirkt sehr aufregend — und wir haben dafür einen einfachen Grund: wir hegen solches Mitgefühl nicht.“

Der Soldat beunruhigt sich nicht. Die Welt steht noch nicht auf dem Kopfe. Wer ein richtiger Kerl ist, hat nach wie vor Mitgefühl übrig für jeden, den das Schicksal auf dem Kriegspfade ereilt. Nur der Schreibtisch und die Klostermauern zeitigen solche fanatische Wut, die denn auch wie jedes andre Lustfeuerwerk harmlos mit ein paar Bombenschlägen verpufft.

England und Japan. England ist es in der argen Bedrängnis, in der es seit nunmehr bald drei Jahren steckt, gelungen, mit einem aufstrebenden, zu Lande und zu Wasser wehrhaften Volke Ostasiens, den Japanern, ein Bündnis zu schließen. Das auf dem absteigenden Ast seiner Laufbahn sitzende England ist mit diesem Bündnisse wieder in die Bahnen getreten, die es im letzten Viertel des achtzehnten und im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts wandelte. England giebt das Geld, und der Verbündete giebt das Blut. Damit hat es erreicht, was ihm bis jetzt in dem Burenkriege fehlte, wo es nunmehr alle seine Truppen, die im Mutterlande und in seinen Kolonien überhaupt verfügbar sind, hat festlegen müssen. Japan hat zunächst nur das Bewußtsein, durch den Abschluß dieses Bündnisses in die Reihe der Großmächte eingetreten zu sein, gewiß, das soll keineswegs bestritten werden, ein schöner Erfolg für sein Vorwärtstreben. England ist wenigstens die Sorge für Ostasien los und kann alle seine Kräfte in Südafrika und in Afghanistan, sowie im Persischen Meerbusen verwenden. Ob aber seine Mittel da ausreichen werden, scheint im höchsten Grade zweifelhaft. Einmal hat der Krieg in Südafrika ganz den Charakter des Guerillakriegs angenommen, wie seinerzeit der Kampf Spaniens gegen die Heeresmacht des gewaltigen Napoleons I. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß das Ende des Kriegs noch lange nicht abzusehen ist. Sogar Lord Kitchener ist mit seinen Blockhauslinien noch nicht weiter gekommen und hat sich dahin ausgesprochen, daß der Krieg bis zur Krönungsfeier des Königs Eduard im Juni dieses Jahres nicht zu Ende sein könne. Auch die Forderungen von Geld, die die englische Regierung an ihr Parlament stellt, deuten auf eine längere Dauer des Kampfes hin. In Westasien aber sind die Engländer keinesfalls imstande, irgendwie ernstlich gegen Rußland aufzutreten. Rußland arbeitet ruhig an der Herstellung von Eisenbahnen durch ganz Asien von Westen nach Osten und schafft sich dadurch die Möglichkeit, seine gewaltigen Heereskräfte rechtzeitig an den rechten Ort zu schaffen. Der Fehler, der dem Kaiser Nikolaus I. 1855 den Verlust von Sebastopol einbrachte, nämlich daß er aus Abneigung gegen Eisenbahnen, die er als ein Mittel ansah, seinem Volke mit dem Eindringen höherer Kultur revolutionäre Ideen einzufußeln, es versäumte, solche zu bauen, und somit seine Heeresmassen nicht zeitig genug nach der Krönung schaffen konnte, wird sich unter Nikolaus II. in den asiatischen Kämpfen mit England nicht wiederholen. Ruhig setzen sich die Russen in Afghanistan und in Ostasien in der Mandschurei jetzt schon fest, und ihre Eisenbahnen bieten ihnen die Mittel, ihre Streitmacht an beiden Orten so zu vermehren, daß es den Engländern schwer fallen dürfte, ihnen in angemessener Stärke entgegenzutreten. In der Mandschurei müßten alsdann die Japaner heran. Ob sie den Russen dort zu Land und zu Wasser gewachsen wären, müßte sich dann zeigen. Die Engländer können ihnen dort zu Lande gar nicht beistehen, da sie jetzt schon durch Südafrika und auch in Afghanistan völlig festgelegt sind. Außerdem könnten sie Truppen nach Ostasien nur auf dem Seewege befördern, und wenn auch die Zahl ihrer Schiffe dazu ausreichte, so mehrten sich doch die Anzeichen des Rückgangs ihrer Flotte in bedenklicher Weise. Ein Marineschriftsteller, Br. Fred. Jane, veröffentlicht in dem Sammelwerke *All the world's fighting ships* die Antworten, die er auf eine Umfrage bei einer Reihe von Fachleuten im letzten Sommer erhalten hat. Darunter

ist eine Antwort von einem Anonymus, die in der „Täglichen Rundschau“ vom 4. Januar dieses Jahres mitgeteilt worden ist, und die die Reihenfolge, nach der die Linienfahrer der Großstaaten von ihm bewertet werden, angiebt. Voran stehen die deutschen, dann die französischen, die amerikanischen, russischen, italienischen, japanischen Linienfahrer, und ganz zuletzt die englischen. Wenn sich auch diese Reihenfolge wesentlich auf die neuesten Schiffsbauten beziehen dürfte, und England immer noch eine große Zahl von Kriegsschiffen haben wird, die den andrer Großstaaten gewachsen sind, so beweist sie immer, daß Englands Schiffbaukunst von andern Seemächten überholt worden ist. Das ergibt sich ja auch schon aus dem gründlichen und auch in England eingestandnen völligen Zusammenbruch der dortigen Torpedobootbaukunst. Die englische Admiralität wendet sich nunmehr der bewährten deutschen Torpedobaukunst zu. Noch schlimmer aber steht es mit der Bemannung der englischen Kriegsflotte. Die Sollstärke der englischen Marine beträgt im Frieden 118 000 Mann. Englands im Kriegsfalle wirklich verfügbare Reserve beträgt nur 35 000 Mann. Da aber 100 000 Mann dazu vorhanden sein müßten, so fehlen 65 000 Mann Reserven. Woher nehmen? Die früher in zahlreicher und vorzüglicher Beschaffenheit für Englands Marine verfügbaren Schleswig-Holsteiner dienen jetzt infolge der allgemeinen Wehrpflicht auf der deutschen Flotte. Bei dem 1850 abgeschlossenen Londoner Protokoll, das den ersten deutsch-dänischen Krieg 1848 bis 1850 beendigte, wurden englische Äußerungen bekannt, die dahin gingen, daß England einer Abtretung Schleswig-Holsteins an Deutschland nicht zustimmen könne, weil ihm die seerfahrne Bevölkerung der Schleswig-Holsteinschen Küsten für die Bemannung seiner Flotte unentbehrlich sei.

Die Besetzung Mytilenes durch die französische Flotte wäre von England gewiß ebensowenig ruhig hingenommen worden, wie vorher die Besetzung Tschodas in Afrika 1898. Damals mußte Frankreich nachgeben, wie ich in den Grenzboten, Jahrgang 1898, geschildert habe. Als nun die französische Flotte ruhig nach Mytilene fuhr, rührte England, das doch sonst alles thut, seine herrschende Stellung im Mittelmeer zu behaupten, keinen Finger. Frankreich setzte seinen Willen durch. Das ist gewiß ein Beweis, daß es mit England bergab geht, namentlich auch mit seiner Herrschaft zur See.

Ähnlich ist es jetzt mit Wei-hai-wei in Ostasien. Nach einem Aufsatze des aus dem chinesisch-japanischen Kriege bekannten W. von Hanneken möchte England diesen Hafen, für den es schon ansehnliche Summen verwandt haben soll, gern behalten. Aber die Mittel fehlen ihm dazu. Deshalb soll, wie Hanneken ausführt, nach Englands Wunsch Japan, falls es nötig ist, den Platz in Ordnung halten und nötigenfalls beschützen. Aber der Schutz Wei-hai-weis ist gewiß nicht die einzige Aufgabe, die im Laufe der Zeit an Japan herantreten wird. Japan wird plötzlich einsehen, daß es seinen Eintritt in die Reihe der Großmächte teuer bezahlen muß. Denn England wird und kann ihm nicht helfen, wenn es in Ostasien zu kriegsrischen Verwicklungen mit Rußland kommt, wohl aber wird England von seinem neuen Verbündeten, Japan, den kräftigsten Schutz seiner, nämlich der englischen, Interessen in Ostasien, besonders in China, ganz kategorisch fordern.

Die Bekinger astronomischen Instrumente sind ad acta gelegt worden. Sie werden nicht als Trophäe, sondern als ein Geschenk, mit dem man sich nicht brüsten, behandelt werden, und wenn die Reichsregierung im nächsten Budget einen Ausgabeposten in Vorschlag brächte, der zur Deckung der Kosten bestimmt wäre für eine in der Nähe des Julussturms anzulegende „Dublette“, so würden wir von unserm Standpunkt aus nichts dagegen einzuwenden haben. Da man nach den Regeln der internationalen Courtoisie und der Varenjagd die Schenkgeberin nicht hineinwünschen und nicht hineinschicken kann, so wäre als Nächstbestes schon etwas damit gewonnen, wenn wenigstens das Geschenk dem lieben Sonnenauge entrückt würde.

Wir haben die Art, in der sich der Reichstag mit der Erklärung des Reichs-

kanzlers begnügt hat, sogleich als einen Beweis staatsmännischer Klugheit erkannt. Denn ganz abgesehen davon, daß es doch niemand, dem es um das Gedeihen und Erstarken des Deutschen Reichs zu thun ist, Vergnügen machen kann, mit den Leuten an einem Strange zu ziehn, die in diesem Falle die Sache in die Hand genommen hatten, so mußte es für jeden Einsichtigen klar sein, daß der geeignete Augenblick, sich die eßlichen Dinger vom Halse zu halten, vorüber war, und daß man der Regierung nicht gut zu einem Schritt zureden konnte, der von mehr als einer Seite falsch und von vielen Seiten hämisch beurteilt worden wäre.

Das deutsche Volk ist zum großen Teil nicht trophäenfreudig, dafür aber — Kant hat nicht umsonst gelebt und gelehrt — überaus vernünftig: wenn man ihm erzählt, es handle sich in einem gegebenen Falle nicht um einen Krieg, sondern um eine Expedition, mit der man einer in die Brüche gekommenen Regierung wieder aufzuhelfen wünsche, so nimmt es eine derartige Versicherung umsomehr für bare Münze, falls, wie sich das ja während der chinesischen Expedition zugetragen hat, der Botschafter der gefährdeten Macht ruhig bei uns verbleibt, statt seine Pässe zu verlangen. Aber an einer solchen ihm einmal vorgeredeten Konvention oder Fiktion, wie man es nun gerade nennen mag, hält der Deutsche, der doch in seinem Innersten ein ganz klein wenig Pedant ist, dann unverrückbar fest, und was mit einer solchen Annahme nicht stimmt, findet vor seinen Augen keine Gnade. Er würde, auch wenn es sich um ein als Krieg anerkanntes Ningen gehandelt hätte, den Chinesen kaum als ebenbürtigen Gegner anerkannt haben, da es für ihn und sein Urtheil bei einem Feinde nicht sowohl auf den Fanatismus und die Grausamkeit, als auf Disziplin, Kriegskunst, Ausdauer und Ausbildung des Mannes ankommt. Auch in einem wirklichen Kriege mit einem solchen Gegner erbeutete Trophäen würden sich deshalb nur einer auf gewisse Kreise beschränkten Popularität zu erfreuen gehabt haben. Nun gar eine Trophäe, von der man nicht recht weiß, unter welchem Titel, *modus acquirendi*, sie auf uns gekommen ist, und die man uns schließlich noch als Geschenk einer Dame mündrecht zu machen sucht, im Vergleich zu der die Urgroßmutter der Lüge, mit andern Worten des Teufels Großmutter, beim deutschen Volke in Achtung und Ansehen steht.

Die allgemeine Befremdung über die Nachricht von der Verschiffung der Instrumente und deren vorläufiger Unterbringung in der Orangerie von Sanssouci war deshalb begreiflich, und auch an maßgebender Stelle wird man davon kaum überrascht gewesen sein. Veranlaßt worden waren diese dem deutschen Volke nicht sehr sympathischen Maßregeln höchstwahrscheinlich von einer Seite, gegen die wir nicht voreingenommen sind, und von der wir nur sagen wollen, daß sie mit Helm und Degen bewaffnet ist und leicht einige Atmosphären Dampfkraft zu viel hat.

Es wäre unrecht, ihr den Dank vorzuenthalten, den ihr Deutschland schuldet. Wir stärken ohne sie noch im tiefsten Morast. Wie weit man mit schönen Redensarten und edeln Gefühlen in der Politik kommt, wenn man einen Kampfhahn zum Nachbarn hat, hat man gesehen. Im Juli 1870 war es ein Segen, war es die Rettung Deutschlands, daß wir uns auf diesen kriegerischen, unternehmenden Geist stützen konnten. Mit dem Blute des Volks sind die Herren nicht sparsam gewesen, das haben selbst ihre Verehrer nicht von ihnen behauptet, dafür aber auch nicht mit dem eignen; schließlich hatten wir doch, so schwer auch die Opfer waren, den laut krähenden Eroberer von unsern Grenzen abgewehrt, und das war die Hauptsache. Durch welches Land dieser schneidige, an Obotriten und andre fidele Heiden erinnernde Geist über das deutsche Volk gekommen ist, weiß jeder. Wenn uns auch in vergangenen Jahren wegen der allzugroßen Schneidigkeit bisweilen ein wenig bange gewesen ist, da wir an ein Jahrtausende für seine Strafurtheile brauchendes aber gerechtes Regiment glauben, so sind wir doch zu sehr Söhne unsrer Zeit, als daß wir die Hand der Vorsehung nicht segnen sollten, die uns in den jederzeit Kampflustigen und Kampfbereiten beschert hat, was uns fehlte. Der Deutsche neigt zur Theorie: es sollte, meint er leicht, keinen Krieg geben, und er hat damit nicht so sehr Unrecht, weil er selbst friedliebend ist. Aber er vergißt, daß es auch andre Nationen in der Welt giebt, die

für kriegerischen Ruhm ihren letzten Blutstropfen hingeben würden, und da es so ist, so ist es ein Segen, daß wir die mit einigen Atmosphären zuviel arbeitenden haben.

Von diesen Erwägungen muß man auch ausgehn, wenn man sich über die Heimsendung der unseligen Instrumente ein Urteil verschaffen will. Mit solchen Deuten geht das kriegerische Gefühl durch. Was sind für sie Konventionen und Fiktionen, wenn es Gelegenheit zum Zuhauen giebt, und wenn vor ihnen in den Reihen ihrer Bataillone und Schwadronen der eine um den andern vom mörderischen, nicht nach Konvention und Fiktion fragenden Geschosß erreicht wird? Wir können nicht finden, daß sie so gar Unrecht haben, denn da, wo zugehauen wird, gehören solche diplomatische Verschmitztheiten nicht hin, und es wird begreiflicherweise gehandelt, als gäbe es dergleichen nicht. Aber mit dem Zuhauen kommt auch gleich der alte Obotriteneifer wieder in Thätigkeit: Beutemachen, Trophäen heimschicken, die heimatischen Gluren mit Beweisen der anererbten militärischen Tapferkeit bedecken, das liegt ihnen im Blut, wie den Füchsen das Jagen, und da jedermann bekanntlich die mit seinen guten Eigenschaften zusammenhängenden Schwächen hat, so darf man sich auch darüber nicht wundern. Trophäe ist ihnen alles, womit sich der Gegner großthum könnte, und was ihnen für das besetzte Land bezeichnend erscheint. Es war darum im Buche des Schicksals geschrieben, daß jemand die großen, absonderlichen, ungefügen Dinger mitgehn heißen mußte. Ein ganz klein wenig sind wir freilich damit „reingefallen,“ aber so etwas kommt in den besten Familien vor. Wenn man nur höhern Orts aus dem Vorgefallnen die Lehre ziehn will, daß man den Mehratmosphärischen die Zügel nicht zu locker lassen darf, so ist mit dieser auf Kosten unsers Rußs für Uneigennützigkeit und Vorsicht gemachten Erfahrung schon viel gewonnen, und wir grollen deshalb den Instrumenten nicht: *requiescant in pace.*

Brügge und Ypern. Wir erfüllen eine bisher versäumte Pflicht, wenn wir hier auf ein anziehendes Buch aufmerksam machen, das aus der Sammlung der von E. A. Seemann in Leipzig herausgegebenen „Berühmten Kunststätten“ durch zwei eigentümliche Vorzüge hervorsticht. Der hochverdiente Brüsseler Kunsthistoriker Henri Hymans lebt mit seinen Gedanken und Gefühlen ganz in den Gegenständen seiner Schilderung, und er ist zugleich ein so vollendeter Schriftsteller, daß er uns in knappen, alle Ermüdung fern haltenden Worten nicht etwa Beschreibungen, sondern wirkliche Bilder zu geben versteht. Die flandrische Stadt Brügge, etwas abgelegen und heute viel weniger bekannt als etwa Venedig oder Nürnberg, mit denen sie oft verglichen worden ist, hat einen großen Teil ihrer beweglichen Kunstschätze abgeben müssen, zuerst im sechzehnten Jahrhundert an die plündernden spanischen Herren, dann im achtzehnten nach der Aufhebung der geistlichen Orden, der großen Bewahrer künstlerischer Werke, an die Kommissare der französischen Republik, und endlich an die ausländischen Händler nach der Auflösung der Bünde, deren Gildehäuser und Kapellen nun ihres innern Schmucks beraubt wurden. Aber die Bauwerke selbst sind geblieben, vier Thore, eine Unmenge schöner Kirchen, Klöster und Altersasyle, dazu alte Paläste, Kaufhäuser und ganze Straßen mit den Wohnungen der kleinern Bürger. Seine höchste Blüte hatte Brügge im fünfzehnten Jahrhundert unter der Regierung Philipps des Guten von Burgund, dann, mit dem Beginn des sechzehnten, begann der Niedergang, der zum Meere führende Kanal versandete, die fremden Kaufleute zogen weg, ihre Behausungen verödeten, und die einst 150 000 Einwohner sind heute auf weniger als ein Drittel zusammengeschmolzen. Aber ohne gerade noch eine blühende Stadt zu sein, hat Brügge doch während des ganzen sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts an dem allgemeinen Leben der Niederlande teilgenommen, und diese spätere Zeit hat noch viel zu dem Stadtbilde, so wie es jetzt ist, beigetragen. Im Gegensatz zu der verkehrsreichen Nachbarstadt Gent, wo Handel und Gewerbe die belebten Straßen durchfluten, liegt Brügge, dessen stille Wasserläufe einstmal's Seeschiffe heranzführten, wie im Schlummer, das versteinerte Bild seiner Vergangenheit. Ein altertümliches und einheitliches

Bild, denn auch die modernen Gebäude sind im „Brügger Stil“ gebaut, der Bahnhof, die Post und zahlreiche Kauf- und Privathäuser, und zwar nach englischen Anregungen, da die Stadt von jeher der Sammelplatz einer außerlesenen britischen Gesellschaft war. In keiner zweiten Stadt des Festlands hat diese Neugotik des Profanbaus soviel Boden gefunden, und für uns ist sie in ihrer dort ausgebildeten Erscheinung von großem Interesse, weil ja auch unsern Städten diese Richtung nicht fremd geblieben ist. Hymans steht ihr mit vorsichtigem Zweifel gegenüber: ob sie einen Fortschritt bedeute und als eine fruchtbare Bewegung anzusehen sei, müsse die Zeit lehren; das Verdienstliche ihres planmäßigen Ernstes und ihrer tüchtigen Ausführung erkennt er an. Aber Brügge macht, wie er sagt, gar keinen Anspruch darauf, eine monumentale Stadt im modernen Sinne zu sein, es hat nur den einen Gedanken, seine Reichtümer zu erhalten, und nichts ist ehrenwerter. Man bricht dort keine neuen Straßen durch, man reguliert keine alten, und es giebt keine Straßenbahnen! Man durchwandert Straßen und Gäßchen, in denen man außer dem Geräusch der eignen Schritte nur noch das eintönige Klappern der Spizenklöppel hört, aber auch wenn wir uns dem Zentrum der Stadt durch breiter werdende Straßen nähern, nimmt Leben und Bewegung um uns herum nicht zu. Man denkt unwillkürlich an Siena oder Florenz, wenn man an einem schönen Frühlings- oder Herbstmorgen auf die Grand' Place tritt und die edeln Umrisse der „Hallen“ vor sich sieht.

Hier beginnt Hymans seinen Umgang und kommt dann auf den nahen Burgplatz, wo sich die nächstberühmten und ihrem Eindruck nach besonders schönen Bauwerke befinden: die Kapelle vom heiligen Blut, das Rathaus und die alte Kanzlei, dazu aus dem siebzehnten Jahrhundert die Propstei des Donatian mit ihrer Fassade im Stil Ludwigs XIII., aber ins Klämische übersezt; ein zweites Rathaus, das des „Freien von Brügge,“ jetzt Justizpalast, ist dagegen jammervoll entstellt. Die Art, wie Hymans jedesmal auf das Charakteristische in der Erscheinung der Bauten und auf ihre Bedeutung für die Kunstgeschichte hinweist, möchten wir ideal nennen, weil wir uns denken, daß diese manchmal ganz kurzen Andeutungen auch wirklich gelesen werden. Sie begleiten die eigens hergestellten Abbildungen, zu deren Aufnahme seine vertraute Ortskenntnis die Anleitung geben konnte, und die nun in der That auch etwas ganz besondres geworden sind. Wir haben in einem so wohlfeilen Werke noch nichts so schönes gesehen, und es scheint uns, daß in Bezug auf den Bilderschmuck auch in den übrigen Büchern der Sammlung dieser Eindruck nicht wieder erreicht ist. Wir sehen außer den Hauptkirchen und den wichtigeren öffentlichen Profangebäuden noch Straßenansichten mit Häuserfassaden, einzelne anscheinliche oder historisch berühmte Wohnhäuser, sodann Plätze, Quais und landschaftliche Durchblicke, bildmäßig abgeschlossen und von künstlerischer Wirkung.

Die Stadt hat zwei Gemäldesammlungen. Die eine, in einer Waisenhaukapelle der Katharinenstraße untergebracht, ist in einem so schimpflich unwürdigen Zustande, daß sich ihr stolzer Name Musée de l'Académie wie ein unziemlicher Scherz ausnimmt; sie enthält wertvolle Werke der Brügger Schule, vor allem ihrer drei wichtigsten Vertreter Jan van Eyck, Memling und Gerard David; die andre, in dem wundervollen alten Johannispsital, ist die klassische Stätte von Hans Memling, den man nur dort kennen lernen und nach seinem Verdienst würdigen kann. Wir überlassen hier unsre Leser der genußvollen Führung eines Kenners aus erster Hand, deren Eindruck ein kurzer Auszug nur verwässern würde, und geben unsre Teilnahme durch eine einzige Bemerkung kund. Auf Memlings kleinem Diptychon des Martin van Nieuwenhoven im Johannispsital finden wir hinter der Madonna links, unter der mit dem Wappen des Stifters bemalten Fensterscheibe, ein eingerahmtes kleines Rund, das uns an die bei Jan van Eyck, Petrus Christus oder dem Meister von Flemalle vorkommenden Hohlspiegelbildchen erinnert; in dem köstlich gemalten, verschwimmenden Hell Dunkel unterscheiden wir zwei Figuren, über deren Bedeutung wir noch in keiner Beschreibung etwas gefunden haben. Nach der im Johannispsital geltenden Meinung soll Martin van Nieuwenhoven dargestellt sein,

wie er vor der Madonna kniet. Das wäre recht überflüssig, da er schon als große Einzelfigur auf der einen Tafel des Diptychons abgebildet ist, und außerdem hat diese kleine Madonna des Fensterbilds kein Kind im Arm, dafür aber ein Buch und ein Betpult. Es ist also, wie wir meinen, die Maria der Verkündigung, zu der der Engel kommt, der leicht für einen knieenden Mann gehalten werden konnte.

Das kleine Ypern mit seinen kaum 17000 Einwohnern nimmt mehr als ein Drittel unsers Buchs ein, denn es ist ungemein reich an großen Bauwerken, und an jeder Straßenbiegung fesseln uns neue höchst malerische Häusergruppen. Worte, sagt der Verfasser, vermögen den Eindruck nicht zu schildern, den die Tuchhalle in ihrer überwältigenden Majestät macht; ihre Nachbarin, die Martinskirche, ist eins der schönsten Beispiele der Gotik in den Niederlanden, und von dem reichen Grunde ihrer köstlich gegliederten Fassaden, die einen Überblick über die Geschmacksrichtungen von fünf Jahrhunderten geben, hebt sich in mächtigem Relief die Fleischhalle ab, das vollkommenste Gildenhause des Mittelalters. Hier ist das alte Haus wirklich alt, weil es Ypern mehr als andern Städten geglückt ist, der Geißel der Restaurierung zu entgehn, und dabei ist nichts von Einförmigkeit zu bemerken, da englische und französische Motive bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein mit einheimischen abwechseln. Auch sieht die Stadt nicht danach aus, als beweinte sie eine unwiederbringliche Vergangenheit. Lebenslust und Freude am Dasein liegen offen zu Tage, und eine sonnige Heiterkeit empfängt den fremden Besucher. Wundervoll gelungen sind die vielen Straßenansichten mit ihren schmucken Häuserfassaden. Von den 114 Abbildungen des Bandes kommen fünfzig allein auf Ypern.



Litteratur

Brochhaus, Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. F. A. Brochhaus in Leipzig, Berlin und Wien, 1901

Daß die Konkurrenz auch auf litterarischem Gebiet ein mächtiger Antrieb zu beständiger Verbollkommenung ist, sieht man deutlich an der Entwicklung der Konversationslexika von Meyer und von Brochhaus. Jede neue Auflage des einen oder des andern Werks zeigt das offenbare Bestreben, hinter den Neuerungen und Ergänzungen des Konkurrenzwerks nicht zurückzubleiben, die in frühern Auflagen weniger berücksichtigten Gebiete eingehender zu behandeln und den Fragen und Erscheinungen der Gegenwart einen erweiterten Raum zu gewähren. Es ist deshalb nicht mehr richtig, zu behaupten: die Bedeutung des Meyerschen Lexikons liege auf dem technisch-naturwissenschaftlichen Gebiete, die des Brochhaus'schen auf dem historisch-litterarischen. Gerade das Brochhaus'sche hat auf dem andern Gebiete, wie die vorliegenden Bände zeigen, derartige Fortschritte gemacht, daß es den Vergleich mit der letzten Auflage des Meyerschen sehr gut aushalten kann, obgleich es sparsamer mit den Abbildungen von Apparaten ist (man vergleiche z. B. die Artikel „Abdampfen“ und „Ammoniak“) und längere, eigentlich ja auch in fachwissenschaftliche Spezialwerke gehörende Auseinandersetzungen unterläßt. Wo es sich aber um rein praktisch-technische Fragen handelt, z. B. in dem Artikel „Aufzug“, da geht Brochhaus zuweilen noch über Meyer hinaus. Eine besondere Aufmerksamkeit hat Brochhaus in dieser Auflage den volkswirtschaftlichen und den juristischen Fragen zugewandt. Wertvoll und gemeinverständlich sind z. B. die Artikel über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Aktiengesellschaften, über den Ackerbau und über die Berufsstatistik (diesen Artikel vermissen wir an dieser Stelle bei Meyer). Es ist natürlich, daß das Bürgerliche Gesetzbuch die juristischen Artikel stark beeinflusst und ganz neue nötig gemacht hat. Dazu gehören die Artikel über Abfindung, Abgaben, Abgeleiteten Erwerb, Abgeforderte Befriedigung, Ablieferung beim Warenkauf, Abwesenheit, Anfechtung usw. Bei den litterarischen Artikeln wäre für eine neue Auflage wohl zu erwägen, ob es nicht ratsam